

*Ulf Morgenstern*

## **Bismarcks Sachsen**

Vortrag im Spitzhaus Radebeul am 1. April 2013

Lieber Herr Baumann, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Als gebürtiger Dresdner bin ich nach Studium, Promotion und Assistentenzeit mit befristeten Anstellungen in Leipzig vor reichlich zwei Jahren als wissenschaftlicher Mitarbeiter an die bundeseigene Otto-von-Bismarck-Stiftung auf eine feste Stelle gewechselt. Als Sachse musste ich dabei von vornherein Unterstellungen abwehren, ich sei nur wegen der Jobperspektive in den Sachsenwald bei Hamburg gewechselt, qua Geburt müsste es mir doch unmöglich sein, meine Brötchen mit der historischen Forschung über einen Feind der Sachsen zu verdienen. So richtig dieser Anwurf in Bezug auf den Lebensunterhalt einer Familie mit Kindern ist, so falsch ist aber das Polarisieren zwischen dem preußischen Gewaltpolitiker Bismarck und den armen geknechteten Sachsen. Aber tatsächlich: Bismarck und Sachsen, das klingt wie Preußen und Sachsen, wie dröger Militarismus und barocke Lebenskunst, wie graue Kasernenhöfe und heitere Sandsteinarchitektur; in der öffentlichen Meinung geht das oft nur schwer zusammen. Mir geht es also wie Ihnen: Ich beschäftige mich als Sachse mit einem schwierigen Gegenstand. Geht das überhaupt? Ist man da nicht befangen? Sollten Sie sich als Radebeuler Sachsen nicht lieber für ein Anti-Bismarck-Denkmal, einen „Gegenturm“ engagieren? Bevor Herr Baumann böse wird, will ich meine Antwort auf diese ketzerischen Fragen vorziehen und klar und deutlich sagen: doch, es geht, man kann sich als Sachse mit Bismarck beschäftigen und trotzdem ruhig schlafen.

Woher kommt aber der verbreitete, häufig völlig diffuse Unmut gegenüber dem dominierenden preußischen Politiker des 19. Jahrhunderts? Wieso meinen viele noch heute, es sei in der freiheitlichen Demokratie inopportun sich mit dem erzreaktionären pommerschen Junker zu beschäftigen, noch dazu, wenn man als Bayer oder Sachse einen eigenen, positiv besetzten historischen Erinnerungsraum begehen kann?

In unserem Falle scheint mir das vor allem an zwei sich überlagernden historischen Verklärungen zu liegen, es liegt also eine doppelte erinnerungspolitische Verunechtung historischer Wirklichkeiten vor. Auf Deutsch und am Beispiel bedeutet das:

Die Verlierer des Siebenjährigen Krieges hatten nach dem tiefen Fall von 1763, der gleichzeitig den unliebsamen Aufstieg des hochgerüsteten nördlichen Nachbarn bedeutete, von Berlin nichts Gutes mehr zu erwarten. Nachdem August der Starke noch auf Augenhöhe mit seinem brandenburgischen

Vetter gewesen war, dessen eher läppische preußische Königskrone er mit der viel angeseheneren polnischen Königswürde weit überstrahlte – und sich dabei maßlos übernahm, das muss eingeräumt werden – ging es unter seinen Nachfahren abwärts: Sachsens Glanz verblasste, Preußens Gloria erstrahlte. Nach fünfzig Jahren Dämmerndes waren die Sachsen am Ende der napoleonischen Besatzungszeit wieder auf der falschen Seite. Zwar blieb die vom Kaiser der Franzosen verliehene sächsische Königskrone erhalten und die Wettiner auf dem Thron, allerdings hatten die Sachsen selbst nach dem Wiener Kongress von 1815 wenig davon, am wenigsten diejenigen, die in der neuen Provinz Sachsen oder als Niederlausitzer an Preußen kamen und sich heute, nach nur 200 Jahren völlig unverständlicherweise nicht mehr als Sachsen, sondern eher als Preußen fühlen. Immerhin wurde Wilhelm Pieck auf diese Weise in Guben als preußischer, nicht als sächsischer Bürger geboren, was ja auch sein Gutes hat.

Den nächsten Dämpfer erlebte die Sachsen 1866, diesmal wieder an der Seite Österreichs, als erneut die Preußen, nun schon unter ihrem Ministerpräsidenten Otto von Bismarck einen Krieg für sich entschieden und Sachsen staatliche Souveränität in der Folge auf innenpolitische Bereiche zurechtgestutzt wurde. Glücklicherweise blieb das Land als Puffer zwischen den beiden Großmächten erhalten, die preußischen Annexionsgelüste erstreckten sich auf das riesige Königreich Hannover und weite Teile Hessens einschließlich der freien Stadt Frankfurt am Main, bis zum Erzgebirgskamm dehnte sich der zum Flächenstaat gewachsene hohenzollernsche Besitz nicht aus, das war den geschlagenen Österreichern nicht zuzumuten. Sachsen bestand also weiterhin als Königreich fort, die Außenpolitik und sämtliche Militärfragen wurden von nun an aber von den Preußen bestimmt, die den neuen Norddeutschen Bund anführten. Fünf Jahre später ging 1871 nach dem Deutsch-Französischen Krieg aus diesem das Deutsche Kaiserreich hervor, der preußische König wurde zum Deutschen Kaiser, seine royalen Kollegen in München, Stuttgart und Dresden waren endgültig in die zweite Reihe verwiesen. Die Sachsen hatten also, so ließe sich aus dieser Niedergangsgeschichte schließen, allen Grund sauer zu sein auf die Preußen und ganz besonders auf deren führenden Politiker Otto von Bismarck. Einst stolze Mittelmacht mit Ambitionen auf einen kontinentalen Führungsrang zwischen Frankreich und Rußland hatten sie im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts diesen Machtanspruch 1:1 an den zunächst nur über Kiefern und Sand verfügenden nördlichen Nachbarn abtreten müssen, und zwar, wie es 1871 realistisch schien, für immer. Diese Argumentation greift aber zu kurz. Oder wie ließe sich erklären, dass zwischen Leipzig und dem Erzgebirge, zwischen Zittau und Plauen am Ende des 19. Jahrhunderts überall Bismarcktürme und Bismarckdenkmäler aus dem Boden schossen? Waren die Sachsen schizofren geworden oder litten sie unter einer Art Stockholm-Syndrom, also einem eigentlich unlogischen, psychologisch aber leicht erklärbaren Verbrüderungswunsch mit ihrem Entführer?

Ein wichtiger Aspekt, der bei der verengten Täter-Opfer-Perspektive ausgespart bleibt, ist das

Streben der wirtschaftlichen Eliten Sachsens nach einem Ende der Kleinstaaterie, nach einer ihre Unternehmungen beflügelnden stärkeren Angleichung der Handelswege, des Rechts, der Steuern, der Maße, Gewichte, einem Ausbau der Eisenbahnen und Kanäle, der Telegraphenleitungen usw. Von der Regierung in Dresden stets beargwöhnt waren es in erster Linie die Unternehmer der Bürgerstädte, vor allem der Handels-, Buchdrucks- und Messestadt Leipzig, die sächsische Patrioten und gesamtdeutsche Idealisten waren. Sie profitierten vom Zollverein, noch mehr aber von den Vereinheitlichungen des Norddeutschen Bundes von 1866/67. Erstmals gab es nun auch ein gemeinsames Parlament, in dem über die kleinen sächsischen Landesgrenzen hinaus die Interessen des Wirtschaftsbürgertums vertreten werden konnten. Hier ist der Hinweis darauf notwendig, dass das zunehmend hochindustrialisierte Sachsen auf Gedeih und Verderb auf eine staatliche und wirtschaftliche Öffnung und gesamtdeutsche Integration angewiesen war. Die Textil- und Maschinenbauunternehmer konnten ihre Produktionen steigern, da aus dem innerdeutschen Export ein ungehinderter Handel wurde; ihre Geschäfte erleichterte das ungemein. Die Parallele zum heutigen Exportweltmeister Deutschland, der Europa und den Euro oft positiver sieht als seine Nachbarn, ist nicht aus der Luft gegriffen.

Die bloßen wirtschaftlichen Forderungen einer Handels- und Produktionselite waren das eine, die soziale oder klassenmäßige Gegenposition der wachsenden Arbeiterschaft waren das andere. Auch die bald in der Sozialdemokratie organisierten Fabrikarbeiter des „Roten Königreichs“ Sachsen hatten in den 1860er Jahren im nationalen Zusammengehen der deutschen Staaten Chancenverbesserung auf sozialen Ausgleich gesehen.

Sie und ihre Arbeitgeber waren, abgesehen von den gewinnorientierten, wirtschaftlichen Interessen der einen und den sozialen Forderungen der anderen, in einen großen gesellschaftlichen Prozess eingebunden, der Nationalisierung hieß. Nach der gescheiterten Revolution von 1848 in einem im Schillerjahr 1859, als Nationalvereine überall in Deutschland für einen Einigung des Vaterlandes antraten, wie Schiller sie schon in der Franzosenzeit am Beginn der Jahrhundert besungen hatte, jäh unterbrochenen Dämmerndeschlaf, kam in den 1860er Jahren eine nationale Lawine ins Rollen. Und nicht nur in Deutschland findet sich aber Jahrhundertmitte dieser politisch-mentale Großtrend. Auch der Flickenteppich der italienischen Staaten wurde zu einem Nationalstaat geeint. Und die zwischen Preußen, Russland und Österreich aufgeteilten Polen begehrten 1863 vernehmbar auf. Die schwache dänische Königsmacht sah ihr Heil in der Überbetonung des Nationalen und der ebenfalls auf außenpolitische Erfolge angewiesene französische Kaiser Napoleon III. konnte sich bei seinem martialischen Gebaren auf den nationalen Rückhalt seines Volkes verlassen.

Überall setzte sich das durch, was bis heute unser staatliches Ordnungsdenken bestimmt, der Nationalstaatsgedanke. Auf die deutschen Verhältnisse herunter gebrochen bedeutete das nicht nur für das Königreich Sachsen, den möglichst baldigen engen Zusammenschluss der Staaten des

Deutschen Bundes, und zwar entweder unter der Führung Österreichs oder unter der Führung Preußens. Otto von Bismarck war in diesen Prozess an einer der prominentesten Stellen eingebunden, er ritt nach, seinem bekanntesten Biographen, als Chef der preußischen Politik allerdings nur den Tiger, er war Teil allgemeiner Zeitströmungen, die er nicht aufhalten, wohl aber gestalten zu suchen konnte. Das 1871 durch ihn gegründete Deutsche Reich erfüllte viele Forderungen der nach wirtschaftlicher und politischer nationaler Einheit Strebenden, auch in Sachsen, darin liegt ein Grund für die rasche Versöhnung.

Dass es zu letzterer kam, daran hatten Bismarck und die Sachsen entscheidenden Anteil und genau darin liegt ein dritter Grund dafür, dass der in Schönhausen an der Elbe geborene preußische Junker mit anhaltinischem Dialekt und die fichelanten Sachsen bald gut miteinander konnten. Ihr Kronprinz Albert, der 1873 seinem Vater Johann auf dem Thron folgte, hatte seine bereits 1866 errungenen militärischen Erfolge 1870 noch übertreffen können. Obwohl sich nach landläufiger Meinung Sachsen und das Sächsische mit allen schneidig-Militärischen nicht verträgt - denken Sie an Thomas Rosenlöchers wunderbare dialektale Verballhornung in der Befehlsparodie „Gewehr über!“ an Stelle des hochdeutschen, sich besser für den schnarrenden Befehlston eignenden „Gewehr über!“ – war Albert das, was man in der Zeit des alten Moltke ein militärisches Genie nannte. Bei Reiner Gross, dem emeritierten Chemnitzer Landeshistoriker, heißt es dazu:

„Der Mobilmachung auch der sächsischen Armee und ihrer Verlegung an die deutsch-französische Grenze folgten ab 4. August 1870 die aktiven Kampfhandlungen im Verband der zweiten deutschen Armee, wobei das sächsische Armeekorps von Kronprinz Albert kommandiert wurde. Am 18. August hatte es bei dem Sturm auf St. Privat entscheidenden Anteil am Sieg über die zweite französische Armee, die in Metz eingeschlossen wurde. Danach wurde die Maasarmee als vierte deutsche Armee gebildet und das Armeekommando Kronprinz Albert übertragen. Gemeinsam mit der dritten Armee kämpfte man gegen die Rheinarmee unter Mac Mahon. Am 30. August verhinderten die sächsischen Truppen unter Prinz Georg den weiteren Rückzug der Franzosen auf Paris und erzwangen so am 1. September die Entscheidungsschlacht von Sedan. Albert wurde am 11. Juli 1871 zum preußischen Feldmarschall ernannt und ein größerer Teil der sächsischen Truppenverbände bei der Belagerung von Paris ab 19. September eingesetzt. Erst am 26. Februar 1871 konnte der Vorfrieden von Versailles geschlossen werden, der mit dem Friedensvertrag von Frankfurt a.M. am 10. Mai 1871 endgültig zur Beendigung des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland führte. Auch nach dem Februar 1871 blieben sächsische Verbände als Besatzungstruppen in Frankreich, zumal der sächsische Kriegsminister von Fabrice zum

Generalgouverneur der besetzten Gebiete ernannt worden war.“<sup>1</sup>

Obwohl es uns heute martialisch vorkommt, sind „die Erfolge der sächsischen Waffen“, um in der Sprache der Zeit zu bleiben, als Integrationsfaktor nicht zu unterschätzen. Albert diente dem Reich in der Folge loyal, wie sich auch schon sein Vater Johann 1866 ins Gegebene gefügt hatte. Dass der Wirtschaftsboom nach der Reichseinigung die sächsischen Hoffnungen erfüllte, tat ein Übriges. Wenn Sie sich in Radebeul und anderen gehobenen sächsischen Ortschaften umschaun, ist die außerordentlich Prosperität der Jahre zwischen 1870 und 1914 noch heute mit Händen zu greifen.

Damit es keine reine Werbeveranstaltung für das Bismarckreich wird, sei aber auch Wasser in den Wein gegossen. Einerseits war der Boom wiederholt durch teils heftige Rezessionen unterbrochen. Andererseits profitierten nicht alle vom Zementieren des monarchischen Obrigkeitsstaats Bismarckscher Prägung auch nicht in den anderen deutschen Staaten. Die Sozialdemokratie etwa hatte in Sachsen wenig zu lachen, der so milde wirkende König Albert führte zu ihrer Abwehr auf kommunaler Ebene sogar das Dreiklassenwahlrecht wieder ein.

Die Kleinbürger und Angestellten, die bürgerlichen Mittelschichten, das reiche Wirtschaftsbürgertum und erst recht der Adel stimmten in Sachsen wie in den anderen Staaten der Reichsgründung jedoch in weiten Teilen zu. Die Vorteile überwogen ganz schlicht die Nachteile. In den 1890er Jahren war das gemeinsame Schicksal im Deutschen Reich Normalität geworden, und auch wenn das regionale Bewusstsein der deutschen Länder nichts verschwand, war der Nationalstaat die akzeptierte Form der staatlichen Ordnung geworden. Die Erinnerungen an die eine Generation zurückliegenden Zerwürfnisse waren noch wach, wurden aber unter Verweis auf die erreichten Leistungen der Einigung vielfach beschwichtigt, nicht zuletzt durch Bismarck selbst. Einer sächsischen Delegation, die ihn im Sachsenwald besuchte, entgegnete er freundlich:

### **Ansprache an die Dresdener Liedertafel, Mai 1892**

Nach einer Huldigung der Dresdener Liedertafel sagt Bismarck:

„Nehmen Sie, meine Herren, die rauhe Witterung, die heute zu meinem Bedauern hier in unserer nördlichen Gegend eingetreten ist, nicht für ein Zeichen der Gesinnung, die wir Ihnen entgegenbringen. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie die weite Reise nicht gescheut haben, und freue mich, Sie hier zu bewillkommen.

Ihr Herr Präsident sprach von jener Zeit, wo die Stiftung der Liedertafel stattfand, ich glaube 1839.

---

<sup>1</sup> Reiner Gross, Geschichte Sachsens, Berlin 2011, S. 235.

Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, so wurde damals das Wohlwollen zwischen den deutschen Stämmen nicht mit der Sorgfalt gepflegt, daß sie Früchte der Einigung hätte tragen könne. Während in dem alten Reichsverbande Sachsen und Preußen zu Zeiten scheelflüchtig aufeinander blickten, ist das nach Gottes Ratschluß heute anders geworden und, wie ich hoffe, für immer anders geworden. Die gemeinsamen Taten im Felde gegenüber dem Angriff des Erbfeindes, der unsere Nationalität bedrohte und unsere Einheit zu zerstören das Bedürfnis hatte, die Mischung von Blut, Wunden und Tod auf dem Schlachtfelde von St. Privat hat den Kitt gebildet, der uns unzerreißbar zusammenhält. Wie die preußische und sächsische treue Kriegskameradschaft dort zum Werk der Einigung beigetragen hat, so ergibt sich aus der Geschichte, daß alle Einigkeit durch gemeinsame Kriegstaten am festesten begründet wird. Wir haben gelernt, unter dem Donner der fremden Geschütze, daß wir nicht nur Nachbarn sind, sondern eine Einheit bilden und von einer deutschen Grenze bis zu anderen zusammenhalten sollen. Unsere Einheit bedurfte auch, glaube ich, dieser Bluttaufe und der gemeinsamen Abwehr äußerer Feinde, um alle Verdrießlichkeiten vergessen zu lassen und nur das eine klar vor und zu halten, daß wir nach Schillers Wort ein einzig Volk von Brüdern sind, einig in Not und Gefahr. Es kann keinen Sachsen eine Gefahr treffen, die nicht von jedem Preußen und Bayern als die seinige empfunden würde, und wir werden in die alten Sünden der Zwietracht nicht wieder verfallen.

Die nationale Einigung aber wäre nicht möglich gewesen, wenn die Kohle unter der Asche nicht glimmend gewesen wäre. Wer hat dieses Feuer gepflegt? Die deutsche Kunst, die deutsche Wissenschaft, die deutsche Musik: das deutsche Lied nicht zum wenigsten. Wir haben keine sächsische und keine preußische Musik gehabt, wir kennen keine partikularistische Musik in Deutschland. Wenn ein Lied gedichtet war, so war es einerlei wo, es war ein deutsches, und es ist das deutsche Lied und die Pflege der Musik eine Macht gewesen. Auch die Universitäten und mit ihnen die deutsche Literatur haben merklich mitgeholfen, das Nationalitätsgefühl wach zu halten. Die Wissenschaft appelliert an den Verstand, die Musik ans Gefühl, und das Gefühl ist, wenn es zur Entscheidung kommt, stärker und standhafter als der Verstand des Verständigen.

Und deshalb erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ein Glas bringe auf das Wohl Ihrer Liedertafel als einer Vertreterin der gesamten deutschen Musik und des deutschen Liedes und als einer Pflegerin unserer nationalen Einheit. Sie lebe hoch und möge noch lange dauern und wirken auf das deutsche Gefühl und, wenn der Verstand sich einmal wieder vom Gefühl lossagen sollte, dann dazu beitragen, daß das Gefühl den Verstand überläuft.“<sup>2</sup>

Als er 1892, auf der Reise zur Hochzeit seines ältesten Sohnes Herbert in Wien, Station in Dresden

---

<sup>2</sup> Otto von Bismarck, Die gesammelten Werke. Reden, Bd. 13: 1885-1897, 2. Auflage, Berlin 1930, S. 463ff.

machte, zeigte er sich erleichtert über die freundliche Aufnahme:

### **Ansprache an Rat und Stadtverordnete von Dresden, 18. Juni 1892.**

Auf die rauschenden Huldigungen, die dem Fürsten auf der Reise nach Wien dargebracht werden,  
erwidert Fürst Bismarck:

„Ich danke Ihnen, Herr Oberbürgermeister, von Herzen für Ihre warme Ansprache.

Es ist für mich und an sich eine hohe Auszeichnung, von den städtischen Behörden Dresdens in so ehrender Weise begrüßt zu werden, von Männern dieser Stadt, die sich vor Deutschland, wie auch vor ganz Europa in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht ausgezeichnet.

Durch den wohlwollenden Empfang, der mir zuteil wird vom Rate der Stadt, deren Ehrenbürger ich bin, fühle ich mich so ausgezeichnet, als sei ich in eine höhere Ordensklasse eingerückt. Ich bin Ihnen hierfür von Herzen dankbar.

Es ist für mich aber auch eine Genugtuung. In meinen alten Tagen bin ich nicht mehr so leistungsfähig, wie Sie, Herr Oberbürgermeister, annehmen – ich nehme an, daß Sie es mit siebenundsiebzig Jahren noch sein werden – aber ich habe ein hartes und rasches Leben hinter mir, so daß ich nicht mehr das leisten kann, was die Gegenwart verlangt mit ihren nationalen Erfordernissen. Mit derselben Lebhaftigkeit und Tiefe verfolge ich alles, nur das Mitarbeiten ist nicht mehr mein Beruf; ich bin in das Privatleben zurückgetreten, aber ich folge allem, was unsere Nation betrifft, mit reger Emsigkeit, als beträfe es meine eigene Haut.

Ich habe kein anderes Interesse als an der Sache selbst, an der ich Jahrzehnte gearbeitet habe. Und ich darf wohl sagen, daß ich meine Kräfte zu weit verbreitetem Erfolg – auch mit Erfolg auf dem Thron- verwandt habe. Einen wesentlichen Anteil am Erfolg hat Ihr gnädiger König, ihm, Ihrem gnädigen Herrn, zolle ich einen großen Teil Dankbarkeit, er war immer gnädig gegen mich. Seinen Beistand im Felde und auf dem Papier habe ich stets gefühlt, wo es das Wohl des Reiches und des Sachsenlandes galt.

Glücklich, daß es gelungen ist beider Interessen zu versöhnen, die man vor dreißig Jahren für unversöhnlich hielt. Es ist ein Verdienst, nicht mein Verdienst, sondern das der Tatsachen, daß wir uns näher kennengelernt haben.

Ich war ja schon hier und kam damals über Leipzig. Für damals war das eine lange Strecke – und in welcher kurzen Zeit bin ich heute nach Dresden gekommen! Wie lokal, so sind sich auch die Herzen näher gerückt, wir haben uns kennengelernt und erfahren, daß mancher nicht böse war, wie er früher gehalten wurde; wir sind ehrlich national, und darum kann ich auf meine Tätigkeit mit Freude zurückblicken. Dies ist mir eine Genugtuung für manchen Verdruß, den ich habe erleben

müssen.

Ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen, daß Sie mich so feierlich und herzlich begrüßt haben. Ich freue mich, so viele Freunde hier zu haben. Ich nehme sie nicht nach Zahl, sondern nach ihrer Qualität.

Nach der Vorstellung der Mitglieder des Stadtrats und des Kollegiums der Stadtverordneten äußert der Fürst:

Gott sei Dank, daß wir so zufrieden miteinander stehen; sehr viele Mißverständnisse und Mißtrauen hat geherrscht, jetzt stören keine Mißverständnisse das Vertrauen mehr. Es war eine schwere Arbeit, uns zusammenzubringen, schwerer aber noch dürfte es sein, uns zu trennen.

Auf den Empfang durch den Bürgerausschuß und die Ansprache Hofrat Osterlohs erwidert Fürst Bismarck:

Meine Herren, ich danke Ihnen für die ehrenvolle Begrüßung und bin bewegt, aber angenehm, durch den glänzenden Empfang, den ich hier erfahren. Der ging von Herzen, also geht er auch zum Herzen, und um so mehr, als ich in meiner heutigen Stellung annehmen darf, daß er lediglich nur meiner Person und meiner Vergangenheit gilt.

Ich bin in keiner amtlichen und autoritativen Stellung mehr, und was mit heute an Ehre erwiesen wird, ist das Ergebnis der Beziehungen, die sich in der Vergangenheit zu meinen Mitbürgern und mit gebildet haben. Ich stehe vor Ihnen als Vertreter einer abgeschlossenen Zeit, der weder in der Gegenwart noch in der Zukunft eine Mitwirkung an unsren weiteren Verhältnissen erstrebt. Aber es ist mir von höchstem Werte, wie von der höchsten Instanz, von der öffentlichen Meinung meiner Mitbürger, die Vergangenheit, die ich Ihnen gegenüber vertrete, und sie Sie in meiner Person die Güte haben anzuerkennen, beurteilt wird. Wir haben gemeinsam gearbeitet, um der deutschen Nation den Rang zu verschaffen, auf den sie in Europa nach ihrer Geschichte und nach ihrer Begabung einen Anspruch hat.

Dazu war es notwendig, daß wir uns dem Drucke des Netzes entzogen, das in scharfer Akzentuierung der inneren Landesgrenzen in Deutschland über uns geworden wurde, und daß wir dem Störer unserer inneren Entwicklung gemeinsam gegenübertraten an unsren äußeren Reichsgrenzen und Europa den neuen politischen Begriff lehrten, daß es eine starke deutsche Macht in Europa gebe anstatt des früheren Preußens, das den Namen einer Großmacht führte, ohne die Kraft dazu zu besitzen, und das, allein auf seine langgestreckte, schmale Fläche angewiesen, doch der deutschen Nation in Europa nicht das Gewicht verschaffen konnte, auf das sie im Vergleich mit anderen Nationen voll berechtigt war. Die Franzosen, die Engländer, selbst die Russen waren uns an Gewicht und Ansehen vorangegangen, heute sind sie es nicht mehr. Wir stehen ihnen vollkommen gleichberechtigt gegenüber, das hat eine schwere Arbeit gekostet. Es waren viele Vorurteile unter den deutschen Stämmen verbreitet. Wo sind sie gefallen? Hauptsächlich auf dem Schlachtfelde, wie

Sie mit Recht erwähnten, wo wir gegeneinander – ich will sagen – eifersüchtigen Stämme erkannt haben, daß wir eigentlich alle besser waren, und daß wir alle tüchtige deutsche Kerls waren, die nur sich kennenzulernen brauchten, um Mißhelligkeiten zu vergessen und den Wert der Stellung kennenzulernen, die wir heutzutage nicht bloß in der europäischen Welt, sondern überall einnehmen.

Die Männer, die in erster Linie an einer Verwirklichung dieser Aufgabe gearbeitet haben, sind natürlich weniger zahlreich geworden. Der Kaiser Wilhelm, der Kaiser Friedrich, Graf Roon, Graf Moltke sind zu ihren Vätern versammelt. Aber gerade hier in Dresden lebt noch einer, der mit Degen und Feder in der wirksamsten Weise mitgewirkt hat an der Herstellung unserer deutschen Einheit – Ihr König Albert! Und ich kann meinen Dank für den Empfang, der mit heut zuteil wird, nicht kürzer und bezeichnender ausdrücken, als wenn ich Sie bitte, in den Ruf für den mir immer gnädigen Herrn und erfolgreichsten Mitarbeiter nicht bloß an der Herstellung, sondern auch an der Ausdehnung und Erhaltung der deutschen Einheit zuzustimmen. Mit Vorsicht und Besonnenheit, mit Tapferkeit und der Entschiedenheit ist er einer der wesentlichen Schmiede des Eisens gewesen, das uns zusammenhält. Und ich bitte Sie deshalb, meinen Dank für Ihre Begrüßung in einen gemeinschaftlichen Hoch entgegenzunehmen, das wir auf Seine Majestät den König Albert von Sachsen ausbringen.

Mittlerweile hatten 13000 Fackelträger und 1600 Sänger vor dem Hotel Aufstellung genommen

Nach Absingen verschiedener Lieder dankt Fürst Bismarck mit folgenden Worten:

Ich danke Ihnen ganz besonders für das letzte Lied, das Sie gesungen haben; denn es entstammt einer großen Zeit, die wir durchlebt haben. Dieses Lied hat sehr wesentlich dazu beigetragen, die deutsche Einheit zu erringen. Diese Einheit ist unverbrüchlich, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß diese Einheit zu stören noch viel schwerer sein und noch viel mehr Blut kosten würde, als es gekostet hat, sie zu schaffen.

Ich habe mein ganzes Leben Dem Dienste der deutschen Nation gewidmet, und wenn ich Erfolge erzielte, so ist das mit in meinen alten Tage ein Beweis, daß ich nicht umsonst gelebt habe. Das gegenseitige Wohlwollen der deutschen Stämme war früher nicht; es ist das Ergebnis der Politik der letzten Jahrzehnte. Gott erhalte es! Wir wollen sein und Bleiben – ein einzig Volk von Brüdern, wie wir im Kampfe geworden sind!<sup>3</sup>

Dass ihm Denkmäler gebaut wurden, erlebte Bismarck, der 1898 starb, noch mit, die schiere Masse an Bismarck-Türmen, und sonstigen ihm geweihten Orten und Gebäuden fiel aber in die Zeit nach seinem Tod. Was er zum landschaftlich außerordentlich vorteilhaft gelegenen Bismarck-Turm gesagt hätte, bleibt Spekulation. Dass wir uns heute hier treffen, um knapp 95 Jahre nach dem Ende

---

<sup>3</sup> Otto von Bismarck, Die gesammelten Werke. Reden, Bd. 13: 1885-1897, 2. Auflage, Berlin 1930, S. 442-444.

der Monarchie in Deutschland über diesen Herzensmonarchisten und sein Verhältnis zu einem strukturell noch immer nicht un-monarchischen „deutschen Teilvolk“ zu sprechen, dürfte den Alten, der im Sachsenwald bei Hamburg begraben liegt, amüsieren!

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.